

Meine Damen und Herren, es ist mir eine große Freude und Ehre, heute vor Ihnen den Eröffnungsvortrag zu den fünften Europäischen Toleranzgesprächen halten zu dürfen. Der Denkraum Fresach hat meine volle Bewunderung und ich meine, dass von ihm eine wichtige Stimme kommt, eine der wichtigsten in Europa, wenn es um die kritische Auseinandersetzung mit unserer heutigen Gesellschaft und Kultur geht.

Ich werde meine Rede in deutscher Sprache vortragen. Deutsch ist eine Sprache, die ich einmal lernte und die ich sehr mag, die ich jedoch seit mehreren Jahrzehnten nicht mehr Gelegenheit hatte zu sprechen. Deshalb habe ich eine Bitte: Wenn Sie nach meinem Vortrag Fragen haben, die Sie öffentlich oder im zwanglosen Gespräch stellen wollen, sprechen Sie mich bitte auf Englisch oder Französisch an ... beziehungsweise natürlich auch auf Italienisch. Ich danke Ihnen.

MAURIZIO BETTINI

Wem gehört Europa?

Vom Ursprung Roms zur Wirklichkeit der Gegenwart

Wie viele andere Völker der Antike entwickelten auch die Römer einen mythischen Bericht über den eigenen Ursprung. Es handelt sich dabei um eine Geschichte, die im Zuge einer langen Tradition von griechischen und lateinischen Autoren erweitert und gefestigt wurde, sodass schließlich jenes Bild sich formte, das wir heute als Roms kulturelle Identität definieren können. Was wird darin erzählt? Wohlbekannte Dinge, gewiss. Doch es lohnt, sie in Erinnerung zu rufen.

Am Anfang steht der berühmteste und zugleich tragischste, blutigste Krieg der gesamten Antike: der Trojanische Krieg. Wir wissen von ihm durch Homer. Troja – die prachtvolle Stadt, die von den Achäern erobert wird und deren Einwohner getötet oder zu Sklaven gemacht werden, während die Gebäude ein Opfer der Flammen sind. Nur eine Gruppe von Trojanern kann sich über das Meer retten, an ihrer Spitze Äneas, Held und Sohn der Venus, und mit ihm sein Vater Anchises und sein Sohn Iulus. In den Gewässern Siziliens in Seenot geraten, treiben diese Trojaner zu Karthagos Küste ab, und nach weiteren peinvollen Irrfahrten gelangen sie schließlich an die Küste Latiums, in Lavinium. Fliehende sind sie, auf der Flucht vor Krieg und Unglück – genau wie heutige Migranten, die über das Mittelmeer dem Unheil zu entkommen suchen: den Kriegen in Libyen, in Syrien, im Irak – oder den vielen unerbittlichen Konflikten auf dem afrikanischen Kontinent. Wie einst die Trojaner erleiden die Migranten der Jetztzeit auf der Route nach Italien Schiffbruch, in eben denselben sizilianischen Gewässern. Die Berichte der Äneis sind zu unseren Medien-Nachrichten geworden, sie sind heute alltägliche Wirklichkeit. Aber kehren wir zu Äneas und seinen Gefährten zurück. Ihre Reise endete glücklich. Die Menschen auf italienischem Boden sind bereit, die Trojaner aufzunehmen. Latinus, König in Latium, bietet den Ankömmlingen sofort *hospitium*, [Aufnahme] und zwar im Namen einer „Gerechtigkeit“, die in seinem Volk Tradition hat und dieses wesentlich kennzeichnet. Im weiteren Verlauf schlägt er sogar die Heirat zwischen seiner Tochter Lavinia und Äneas vor. Auf diese Weise wird ein Pakt zwischen Latinern und

Trojanern besiegelt. Doch durch Einwirkung der Göttin Juno, die den Trojanern immer schon missgünstig gesonnen war, entsteht ein gewaltsamer Konflikt zwischen den alteingesessenen und den neuen Bewohnern Latiums: wieder Tod und Trauer. Erst nach einer Vereinbarung zwischen Jupiter (dem Beschützer der Trojaner) und Juno (die ihre feindliche Gesinnung freilich nicht ändert) kommt es zu Frieden und letztlich zur Fusion der beiden Völker. So endet der Bericht der Äneis, aber nicht die Vorfälle dieses Berichts. Die Nachkommen des Äneas sind weiterhin Protagonisten. Der Mythos vom Ursprung Roms geht weiter.

Es wird nämlich berichtet, dass in den Folgejahren die Nachkommen des Äneas, die mit den Latinern inzwischen zu einem Volk verschmolzen waren, die Stadt Alba Longa gegründet hatten; und dass nach weiteren dramatischen kollektiven Ereignissen Romulus und Remus, die Zwillinge und gleichfalls Nachkommen des Äneas, Alba wieder verließen und beschlossen, eine neue Stadt zu gründen. Damit sie bevölkert werde, wurde ein *asylum* eingerichtet, ein Ort der Aufnahme, in dem jeder willkommen war: „Dort wurden alle aufgenommen“, erzählt Plutarch, „alle ohne Unterschied; es wurde keine Sklaven den Herren ausgeliefert, keine Schuldner den Gläubigern und keine Mörder den Justizbeamten; allen wurde Asyl zugesagt.“ [Meine Damen und Herren,] das ist ein grundlegender Abschnitt der mythischen Erzählung, den wir uns nicht entgehen lassen sollten: Der allererste Kern der Stadt Rom ist das Werk von Menschen unterschiedlicher, *gemischter* Herkunft. Diese Menschen kommen von überall her, sie entstammen allesamt nicht demselben Wurzelstock, das wesentliche Kennzeichen ihrer Gruppe ist die *Mischung*. Als nun diese Menschen zusammentrafen, sollte die neue Stadt entstehen. Doch zwischen den Zwillingen kommt es zu einem Streit, die Zwietracht gipfelt in der Tötung des Remus durch Romulus und dieser wird ohne seinen Bruder zum Gründer Roms. In diesem Zusammenhang ist der Bericht von Plutarch, dem berühmten griechischen Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts nach Christus, besonders interessant, denn wir verdanken ihm die ausführlichste Schilderung der Gründung. Diese Schilderung bildet auch den Ausgangspunkt unserer weiteren Überlegungen.

[Werden wir also konkret.] Zu allererst ließ Romulus mehrere Auguren aus Etrurien kommen, Gelehrte der Vorschriften und Texte; sie sollten ihm die notwendigen Verfahrensweisen erklären. [Und er tat, was sie sagten]:

(Zitat Plutarch)

Dort, wo sich heute das *comitium* befindet, grub er [, Romulus,] einen kreisförmigen Graben, in welchen Opfergaben gelegt wurden – Dinge, die gemäß den Gebräuchen als schön galten und gemäß der Natur als notwendig. Danach warf jeder in den Graben ein Stück seiner ursprünglichen Heimaterde und dann wurden die Erden vermischt. Und sie gaben diesem Graben denselben Namen wie dem Himmel, nämlich *mundus*. Dann zogen sie rund um diesen Graben einen weiten Kreis: den Grundriss der Stadtmauern. Der Graben wurde somit das Zentrum der Stadt. Der Stadtgründer befestigte an seinem Pflug eine Pflugschar aus Bronze, spannte einen Stier und eine Kuh davor, und pflügte selbst die Erde – entlang der vorgezeichneten Grenzlinie, sodass eine tiefe Furche entstand. Die Menschen hinter ihm hatten die Aufgabe, die vom Pflug geworfene Scholle innerhalb der Furchenlinie (also innerhalb des Kreises) aufzuschütten, wobei keine Schollenteile außerhalb des Kreises bleiben durften. Der so entstandene Kreisumfang ist die Linie der Stadtmauern, und das Gebiet hinter oder jenseits der Mauern wird infolge einer Synkope *pomoerium* genannt. [Die Synkope ist ein Prozess der Wortbildung, bei dem einzelne Lautteile des ursprünglichen Wortes verschwinden.]

(Ende des Zitats)

Romulus folgt den Anweisungen der Auguren und die von ihm selbst ausgehobene Grube soll das Herz der neu gegründeten Stadt werden, indem sie den geometrischen Mittelpunkt der kreisförmigen Stadtmauer bildet. Es liegt auf der Hand, dass diese Grube von großer symbolischer Bedeutung ist. Die Menschen um Romulus warfen sowohl kulturelle Gegenstände („Dinge, die gemäß den Gebräuchen als schön galten“) als auch Gegenstände der Natur („Dinge, die gemäß der Natur als notwendig galten“) hinein, was so viel bedeutet, wie dass hier neues Leben beziehungsweise eine neue Gesellschaft geschaffen wurde. Und was für uns der relevanteste Teil des berichteten Vorgangs ist: Sie warfen auch Scholle ihrer jeweiligen Heimat Erde in die Grube. Was bedeutet dieser Abschnitt aus dem Mythos, was ist seine symbolische Botschaft? Doch wohl nichts anderes als die *Schaffung* der eigenen Erde. Ihr Zusammensetzen wird gleichsam zu einer kosmogonischen Handlung. Es ist kein Zufall, dass der Gründungsgraben den Namen *mundus* trägt. Das geht weit über die übliche Praxis eines Gründungsakts hinaus. Da werden unterschiedliche, von weit hergebrachte Schollen vermischt – genauso wie sich die Menschen unterschiedlicher Herkunft vermischen, als sie Romulus im *asylum* versammelte, um gemeinsam mit ihnen die neue Stadt zu gründen. Auf sehr konkrete Weise wird der Boden Latiums zu Land und Erde des *asylum*: durch Empfang fremder Erde und Vermischung mit ihr. In der mythischen Vorstellung ist somit der Boden der Stadt Rom zugleich eines und vieles: eines – dank der Vermischung der unterschiedlichen Erdstücke; vieles – weil er seinen Ursprung aus vielen anderen Böden bezieht, worauf diese Erdstücke verweisen. Und unleugbar kommt es einer starken politischen Botschaft gleich, wenn die Geburtsstunde Roms und das Gebiet, auf dem diese Stadt entsteht, auf die beschriebene Weise dargestellt wird. Durchmischung des Bodens bei der Gründung, parallel zur Fusion von Menschen unterschiedlicher Herkunft: Der Gründungsmythos der Stadt arbeitet ein wesentliches Kennzeichen der römischen Kultur heraus, nämlich ihre gesellschaftliche *Öffnung*. Es ist ja allgemein bekannt, dass in Rom nicht nur die Fremden, sondern sogar die Sklaven das Bürgerrecht erhalten konnten. Im gesamten geschichtlichen Verlauf wird Rom eine offene Stadt bleiben, offen für die Zuwanderung stets neuer Völker, Gruppen und Individuen, denen schließlich das Bürgerrecht gewährt wird. Andererseits kann jeder Herr seinem Sklaven die Freiheit schenken und ihn dadurch zum Bürger, zum *civis Romanus* machen. Es ist dies eine grundsätzliche Einstellung, die der Öffnung und der durchmischten Zusammensetzung des römischen Volkes Rechnung trägt. Der Gründungsmythos erklärt sie auf anschauliche Weise: In perfekter Parallele erzählt er von der Mischung der Menschen und der Erdschollen.

Lassen wir uns einen Augenblick auf die Annahme ein, die Kulturen würden sich wie Musikwerke voneinander unterscheiden, nämlich durch eine jeweils besondere und besonders gestaltete *Tonart*. Es ist ja auch Claude Lévi-Strauss der Ansicht, dass „die Gesamtheit der Gebräuche eines Volkes von einem Stil geprägt ist, der [letztlich] Systeme herausbildet“. In dieser Perspektive ist die Tonart, welche die römische Kultur anspricht und durch die sie zu etwas Unverwechselbarem wird, genau jene Gesinnung der *Öffnung*. Sie ist ihr Prinzip und sie ist Grundlage ihres Stils; eines Stils, der – wie soeben dargelegt – dauerhaft in den Gründungsmythos Roms eingeschrieben ist. Als Kaiser Claudius im Jahre 48 nach Christus den Senat dafür gewinnen

wollte, Persönlichkeiten aus dem transalpinen Gallien zu Senatsmitgliedern zu machen, schlugen ihm einige Slogans entgegen, die – leider – auch für unsere Ohren vertraut klingen, etwa [Zitat]: „Ein italischer Senator ist immer noch besser als einer aus den Provinzen!“ Allerdings hatte der Kaiser ausgezeichnete Argumente zur Hand, um diesen ... nennen wir ihn einmal „lokalpatriotischen“ Widerstand zu bezwingen. Er erinnerte an die Weisheit des Romulus, der oft innerhalb eines Tages Völker zunächst als Feinde und kurz danach als Bürger betrachtet hatte. Auch an seine eigene *gens*, die Sippe der Claudii, die aus dem Sabiner Land nach Rom gekommen war, erinnerte der Kaiser. Und schließlich an Tarquinius, den Sohn eines Griechen aus Korinth und einer Adelligen aus Tarquinia, der wegen seines „unreinen“ Blutes in der eigenen Stadt von allen Ämtern ausgeschlossen war, in Rom hingegen König werden durfte. Wie hätte man angesichts einer solchen Tradition jemandem die Aufnahme in den Senat verweigern können mit dem Argument, er sei ein Gallier und nicht einer „von uns“?! Die Römer sind ein gemischtes Volk und sie sind sich dessen bewusst. Seneca etwa forderte seine Mutter Elvia zur Beobachtung der Menschen, die die Bevölkerung Roms bildeten, mit folgenden Worten auf:

Sieh dir diese riesige Menschenmenge an ... die meisten haben kein Heimatland mehr. Sie sind zu uns gekommen, aus ihren *Municipien* [Stadtgemeinden in der Provinz], ihren Kolonien, mit einem Wort aus der ganzen Welt ... Rede sie einmal an und frag' sie, woher sie sind: Du wirst sehen, dass die meisten ihren Heimatort zugunsten einer Stadt verlassen haben, die gewiss die größte und schönste ist, aber eben nicht ihre eigene. Das römische Imperium geht auf einen Verbannten zurück, auf einen Flüchtling, der seine Heimat verloren und sich hinter einer Handvoll Überlebender hergeschleppt hatte, auf der Suche nach einem fernen Land ... Es wird dir schwerfallen, noch einen Landstrich ausfindig zu machen, der von Einheimischen bewohnt wird: Alles ist das Ergebnis von Vermischung und Eingliederung.

(Ende des Zitats)

Mithin ergibt sich aus der Urhandlung aller Mitglieder des *asylum* – der Herbeischaffung und Hinzufügung der eigenen Erde in den *mundus* der Gründung – eine mythische Kombination von einerseits Heimaterde und andererseits Erde der neuen Stadt in einem einzigen Boden. Diese Kombination konkretisiert auf symbolische Weise eine kulturelle Ausrichtung und sie schafft ein dauerhaftes Bild. Jenes nämlich, das die Römer von sich selbst vermitteln wollten: Mischung, Vielfalt, Bewegung. Darüber hinaus erkennt man in der Heimatscholle, die von jedem in den *mundus* geworfen wurde, eine von Roms interessantesten gesellschaftlichen Institutionen: die *origo* [Abstammung], also jene Rechtsform, die dem Römer „zwei Vaterländer“ zugesteht; und die dem heutigen Europa einen gangbaren Weg aus der Hindernislandschaft der Regionalismen und der „souveränistischen“ beziehungsweise „identitären“ Nationalismen weisen könnte. Schon Cicero erklärte in seinem Werk *De legibus* / „Über die Gesetze“ [zum Thema der in den Provinzen lebenden Menschen]:

All jene, die in einem *municipium* leben, haben zwei Vaterländer, ein natürliches und ein anderes der Bürgerschaft ... eines, welches den Ort, und ein anderes, welches das Recht betrifft.

Zu Beginn des ersten Jahrhunderts vor Christus endete eine Phase der Sozialkriege und zu dieser Zeit setzte in Rom eine Bürgerrechtspolitik ein, als deren mythische Übertragung bereits die

erwähnten Schollenstücke der Gründungserzählung angesehen werden können. *De facto* wurde den Bürgern aus den Provinz-Stadtgemeinden (*Municipien*) eine *origo*, ein Ursprungsort zugesprochen. Der Besitz einer *origo* war die Voraussetzung zur Erreichung des Bürgerrechts – genauso wie im Augenblick der Gründung Roms der Besitz eines Stückchens Heimaterde dem Einzelnen den Zugang zur neuen gemeinsamen *patria* verschaffte. Mit anderen Worten, die Römer hatten im Gründungsmythos Roms einen Platz nicht nur für Alterität beziehungsweise Diversität, sondern auch dafür vorgesehen, dass jemand *er selbst* und zugleich *ein anderer* sein durfte: Bürger zweier Vaterländer. Cicero ist ein Mann, dessen *origo* im *Municipium* Arpinum liegt, und er ist zugleich römischer Bürger (... und was für einer!). Tatsächlich gleicht die Kultur des römischen Volkes eher einer Straße oder noch besser einem Aquädukt – jenem so typisch römischen Bauwerk – als einem Baum mit seinem unbeugsamen Gesetz des Werdens aus einer Wurzel heraus. Spontan und natürlich versteht sich die römische Kultur als Übergang, bei dem die eigene Identität auch *außerhalb* und nicht nur *innerhalb* von einem selbst zu verorten ist. Kurz gesagt, die Identität der Römer ist vor allem eine „exzentrische“, also von außerhalb der Mitte kommende. Und das ist der Grund, [meine Damen und Herren,] weshalb die Gesellschaftsvision und -praxis der Römer auch in unserer Zeit ein brauchbares Modell für Europa abgeben kann, für unser heutiges Europa, das sich stattdessen in einer Selbstsuche verbeißt, die ein Ganzes in viele Teile mit dem Anspruch auf nationale Souveränität und der Tendenz zur Selbstbeschau aufsplittert. Folge dieser Haltung ist die permanente Angst vor [Alterität, also vor] den verschiedenen Formen des Andersseins (was kulturelle Gewohnheiten, Gedankengut und vor allem Menschen betrifft) – jedes Mal, wenn diese Formen an den Grenzen sichtbar werden.

Wir haben uns vorhin vorgestellt, dass man Kulturen wie Musikwerke an ihrer unterschiedlichen Tonart [und Tonfärbung] unterscheiden kann. Natürlich können wir das nicht als ewig-gültige Wahrheit postulieren, so als ob der gesamte Bogen einer Kultur (der sich noch dazu über viele Jahrhunderte spannt) immer auf dieselbe Weise intonierte. Um bei den Römern zu bleiben: Ganz gewiss gab es immer wieder Episoden, in denen sie sich am Prinzip der Schließung und nicht der Öffnung orientierten. Aber behalten wir die Metapher [als Ausdruck einer Tendenz] bei und fragen wir uns: Was wäre die besondere kulturelle Tonart der Griechen [in der Antike]? Schwer zu sagen, die griechische Kultur ist ja so vielfältig und umfassend, dass es wenig Sinn hat, sie gleichsam in zwei, drei Tönen oder Noten einfangen zu wollen. Wenn wir uns nun aber doch kritisch und behutsam fragen, ob die Metapher „Tonart“ auf die Kultur der Griechen zulässig ist, so ist gewiss eine erste Feststellung zu treffen: Der Begriff des „Barbaren“ geht auf die Griechen zurück, und mit ihm mitverpackt ein negatives, ja bisweilen abschätziges Werturteil über die Nicht-Griechen. Was in weiterer Folge wiederum so manche Vertreter der griechischen Kultur, Dichter oder Philosophen, dazu veranlasst hatte, es als „richtig“ und „gerecht“ einzustufen, wenn die Barbaren den Griechen als Sklaven dienten. Andererseits darf nicht verschwiegen werden, dass einige griechische Denker sehr wohl eine „aufklärerische“ Gesinnung hatten (um diesen neuzeitlichen Terminus zu verwenden) und deutlich ihre Stimme gegen die Unterscheidung zwischen Griechen und Barbaren erhoben. Ohne Zweifel ist dem griechischen Denken auch die

Vorstellung oder Utopie des Kosmopolitismus geschuldet, ein Konzept, das von vornherein Begriffe wie „der Fremde“ oder die Unterscheidung zwischen „uns“ und „den anderen“ auslöscht. Wenn wir aber den Fokus unserer Betrachtung auf das Athen des fünften und vierten Jahrhunderts vor Christus legen – also in die Zeit von Perikles, Thukydides, Platon, Isokrates –, dann können wir in dieser Phase der griechischen Kultur plötzlich eine Tonart wahrnehmen, die sich klar von jener unterscheidet, welche wir gerade als spezifisch römisch erkannt haben. Die Athener dieser Zeit, eigentlich ihre politischen und geistigen Repräsentanten, erarbeiteten nämlich einen Mythos, der geradezu als Kehrseite jenes Mythos‘ erscheint, welcher später in Rom über die Stadtgründung erzählt werden sollte. Auch im griechischen Mythos haben der „Boden“ und die „Bewohner“ der Stadt den Status von Protagonisten ... nur dass hier die Beziehung zwischen den beiden radikal anders gestaltet ist, ja sich als das Gegenteil des römischen Entwurfs darstellt.

Gemeint ist das gesellschaftliche und kulturelle Modell der *autochthonía*, das nicht – wie das römische – Öffnung, sondern *Schließung* impliziert. Eine vergleichbare mythische Vorstellung ist übrigens nicht nur in Athen, sondern auch in anderen griechischen Städten festzustellen. Der Mythos Athens beansprucht, dass die Athener – im Sinne der wörtlichen Übersetzung von *autochthonía*, *autóchthon* – „von dieser Erde selbst“ seien, also Erd-Entsprossene, von derselben Erde kommend, auf der sie lebten. Mit anderen Worten, sie seien die ersten Bewohner auf Attikas Boden gewesen und somit die einzigen, die es wirklich verdienten, ihn zu bewohnen. Die Athener hatten den Eindruck, sozusagen direkt der attischen Erde zu entstammen. Oder wie Isokrates schrieb: „Unter den Griechen sind wir die einzigen, denen es zusteht, eben diese Erde Ernährerin, Heimat und Mutter zu nennen.“ Und es gibt andere Mythen an die Adresse Athens, in denen das enge Band zwischen Athenern und ihrer Erde auf noch anschaulichere Art besungen wird; etwa den Bericht, demzufolge am Anbeginn der Stadt die Athener von zwei Königen, Kekrops und Erichthonios, regiert wurden, zwei Wesen halb Schlange halb Mensch, womit naheliegenderweise die tiefe „chthonische“, also irdische Verwurzelung ihrer Souveränität und ihrer Stadt ausgedrückt wird. Erichthonios, der zweite der beiden Könige, sei von Gaia, der Erde, und dem Samen des Hephaistos gezeugt worden, den dieser verschüttet habe, als er erfolglos versuchte, Athena, die Schutzgöttin der Stadt, zu vergewaltigen. Die *autochthonía* – das „Von-Derselben-Erde-Sein“ der Athener – ist somit ein Mythos, der nichts anderes als *Ausschluss* bedeutet, weil es in Athen Platz nur für jene gibt, die mit dem Boden, auf dem sich die Stadt erhebt, eine direkte Verbindung haben. Der Mythos von Athen vermittelt das Bild einer kompakten Gesellschaft mit Menschen von unbestrittener *eugénia* („guter Geburt“), insofern sie gemeinsamer Herkunft sind und keinen Kontakt zu anderen Völkern haben. Die Athener sind ein Volk, das sich als wesentlich einheitlicher und vaterlandsliebender als andere versteht, dank seiner ganz besonderen, heiligen und unauflöslichen Bindung zur eigenen Erde. Die *autochthonía* ist ein Mythos, der einerseits das Überlegenheitsgefühl der Athener gegenüber allen anderen Griechen begründet, andererseits ein zwar fiktives, aber ideologisch ungemein wirksames Gleichsein im Landesinneren behauptet, und zwar nur aufgrund des vermeintlich gemeinsamen Ursprungs der attischen Einwohner.

Allerdings geht in Athen die Tendenz zur Exklusion nicht nur auf den Mythos, sondern auch auf das Recht zurück. Es besteht eine perfekte Kohärenz zwischen der *autochthonía* und den

Gesetzen Athens zum Thema des Bürgerrechts. In dieser Stadt konnte man kein Bürger *werden*, man *war* Bürger. Nur wenn beide Eltern Bürger Athens waren, genoss ihr Sohn das Privileg, ebenfalls Bürger zu sein. Für alle anderen – Fremde, Metöken [(also eingewanderte Fremde)] und Sklaven – gab es zu diesem Vorrecht keinen Zugang. Außerdem durften die Metöken in Attika kein Land erwerben. Das wäre ja für die Athener gewesen, also würden sie einen Teil ihrer Mutter verkaufen! [Wir sehen,] während die römische Kultur sich als exzentrisch versteht, vermittelt das *autochthonía*-Modell das Bild einer „autozentrischen“ Kultur, die ihre Identität nur in *sich selbst* verortet. Folgerichtig setzen die Athener ihre *Stärke* mit *Reinheit* gleich. In der unerschütterlichen Gewissheit, sich selbst zu genügen, schließen sie die anderen aus, ja sie gelangen in ihrem Denken sogar zu der Überzeugung, dass sie von den anderen beschmutzt und daher geschwächt würden, sobald diese anderen auf den attischen „Mutterboden“ übertreten würden. Laut Aristoteles löst eine „Vielheit der Herkunft“ im Inneren einer Stadt „Aufruhr“ aus. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, [meine Damen und Herren,] dass der Mythos der *autochthonía* in den Ohren heutiger „Identitärer“ oder „Souveränisten“ wie eine mitreißende Musik klingen muss ... oder müsste, vorausgesetzt, sie würden ihn kennen. Sie würden sich [von der Antike her] ermächtigt fühlen, vom Boden ihrer Nationen oder Regionen all jene auszuschließen, die von außen kommen. Und sie würden aus diesem Mythos den Glauben beziehen, sie seien, nein, nicht *vor* „den anderen“ in ein Territorium gezogen, um es zu bewohnen, sondern sie hätten es immer schon, von allem Anfang an, bewohnt.

Während nun in Athen die *Erde* die Menschen hervorbringt – gemäß dem Mythos der *autochthonía* und der beiden Schlangenkönige, sind es in Rom – wie wir gesehen haben – die *Menschen*, die die Erde hervorbringen, indem sie eine neue schaffen. Die Römer fühlen sie einfach nicht als die „Söhne“ ihrer Erde. Das geht soweit, dass im Umgangslatein mit dem Ausdruck *terrae filius* („Sohn der Erde“) ein unbedeutender Mensch bezeichnet wurde, ein Unbekannter, der „niemandes Sohn“ war. In Rom hatte die ‚autochthonia‘ einen sehr bescheidenen Stellenwert: Der Philosoph Favorinus beispielsweise – er lebte im ersten bis zweiten Jahrhundert nach Christus – äußerte einmal, der Umstand, „aus der Erde geboren“ zu sein, sei allenfalls das Kennzeichen von Mäusen und anderem verachtenswerten Getier. Attischer Mythos – römischer Mythos: in umgekehrter Symmetrie zeigen sie die Beziehung zwischen Erde und Mensch. Eine analoge Umkehrung besteht auf der Ebene der politischen Beziehungen: In Rom kann der Fremde, der Sklave Bürger werden. Die Herkunft aus fremder Erde ist dafür kein Hindernis. In Athen ist das unmöglich, nur wer Eltern aus Athen vorweisen kann, hat Anspruch auf das Bürgerrecht. In Rom, räumt die Einrichtung der *origo* einigen Bürgern die Möglichkeit von „zwei Vaterländern“ ein. In Athen dürfen die Menschen nur *ein* Vaterland haben, jenes nämlich, das sie „generiert“ hat.

In seinem Bericht von den Ereignissen bei der Gründung Roms schreibt Titus Livius, dass [bereits] aus der Vielfalt der Menschen, die ohne [hierarchische] Unterschiede um Romulus geschart waren, jene „Kraft“, die eines Tages die Größe Roms ausmachen würde, richtiggehend hervorbrach. Ja: Die Abkömmlinge der Flüchtlinge und Schiffbrüchigen glaubten wirklich an die Macht der Mischung; sie lebten in dem Bewusstsein, dass in Rom alles „das Ergebnis von Vermischung und Eingliederung“ ist, wie Seneca sagte. Und sie sahen darin Kraft, nicht Schwäche. Im Gegenteil, gerade die Weigerung, sich mit anderen Menschengruppen zu vermischen, hatte die

Chancen auf Bestand bei jenen Völkern unterhöhlt, die sich dem Mythos der Schließung, der Trennung und der eigenen Reinheit verschrieben hatten. Wir dürfen auch hier wieder Kaiser Claudius zitieren: „Welche Entscheidung war es denn, die Athen und Sparta, beiden so Kriegserprobten Stadtstaaten, den Niedergang brachte? Es war die Distanz, die sie zwischen sich und den besiegten Feinden errichteten, eben weil diese Feinde fremder Herkunft waren. Unser Gründervater Romulus hingegen war so weise, dass er oft innerhalb eines Tages viele Völker zunächst als Feinde und kurz danach als Bürger betrachtete. Wir sind [immer] von Fremden regiert worden.“

Wir haben über die zwei großen Kulturen der Antike, Rom und Athen, gesprochen, über ihre unterschiedliche Auffassung von Identität und kultureller Zugehörigkeit. Es ist jedoch wohl klar geworden, dass wir zwar von der Antike sprachen, in Wirklichkeit aber das gegenwärtige Europa anvisierten: das Europa, das wir wollen, und jenes, das wir *nicht* wollen. Denn unser Europa darf nicht im Athen-Mythos verankert sein, wo die Erde die Menschen macht; es muss vom Rom-Mythos durchdrungen sein, wo die Menschen die Erde machen. Wem also „gehört“ Europa? Ich habe mich nie mit der Vorstellung abgefunden, dass die kulturelle Zugehörigkeit, die wir gemeinhin „Identität“ nennen, von „Wurzeln“ ableitbar sei, von angeblichen Wurzeln in den Tiefen der „Tradition“. Aus zweierlei Gründen glaube ich nicht an einen Identitätsbegriff, der sich auf das Bild von Wurzeln stützt. Erstens, weil diese kulturellen „Wurzeln“ nichts weiter als eine Metapher sind: Noch nie sah ich jemanden „Wurzeln“ einer Tradition entreißen oder umgekehrt sie in diese setzen! Und zweitens, weil es sich um eine völlig irreführende Metapher handelt. Wenn man sich kulturelle Identität wie das Wurzelwerk einer Pflanze vorstellt, erhält sie eine hölzerne, stillstehende, unveränderliche Konsistenz. In Wirklichkeit, wenn es überhaupt so etwas wie kulturelle Identität gibt, dann ist sie gewiss ein hochbewegliches, lebendiges, oft gar nicht fassbares Phänomen, vor allem dann, wenn wir unsere *eigene* kulturelle Identität auszumachen suchen. Und hinsichtlich der Traditionen, auf die häufig rekuriert wird, wie wenn sie etwas Objektives, Eindeutiges wären, sollten wir nicht aus den Augen verlieren, was diese Traditionen eigentlich ausmacht: Sie sind vielfältige, facettenreich-verschwommene Einheiten, die sich im Lauf der Zeit ungezählte Male wandeln und sich stets neu mit anderen Traditionen verknüpfen. Wir verdanken dem Anthropologen Maurice Halbwachs die Erkenntnis, dass sich das kollektive Gedächtnis im Ablauf der Generationen sowie je nach gesellschaftlichen Rahmenbedingungen verändert und dabei seine Inhalte an die Erfordernisse der Gegenwart anpasst. Es braucht indes keine Anthropologen, um Traditionen in ihrer Instabilität zu durchschauen. Jeder von uns kann im Laufe seines Lebens beobachten, wie Traditionen entstehen, sich verändern und absterben. Daher haben wir uns ehrlicherweise daran zu halten, dass Traditionen im Grunde kaum zu definieren sind. Es ist gewiss sehr leicht, sie emphatisch ins Treffen zu führen – „Das ist eben unsere Tradition!“ –, doch ungleich schwerer ist es, sie in einem kohärenten Diskurs zu beschreiben.

Denn in Wirklichkeit sind Tradition und die aus ihr ableitbare kulturelle Identität nichts Biologisches; sie sind keine Natur und stehen nicht ein für allemal fest. Vielmehr sind sie das Ergebnis einer *Entscheidung*, so wie einst die Römer sich für die Erarbeitung eines Gründungsmythos für ihre Stadt entschieden haben. Im Bestreben, mit Hilfe einer Erzählung ihren

Ursprung zu erklären, wollten sich die Römer entschiedenermaßen in einem König widergespiegelt sehen, in Romulus, der sowohl ein gemischtes *Volk* ins Leben gerufen, als auch eine durchmischte *Erde* geschaffen hatte. Auch die Römer hätten so wie die Athener sich Widerspiegelung in einem Autochthonie-Mythos zurechtlegen und sich wie ein Volk präsentieren können, das direkt der von ihnen besetzten Erde entstammt. Aber sie trafen eben eine andere *Wahl*, sie setzten nicht auf Schließung und Reinheit, sondern auf Öffnung und Vermischung. Und genau diese Entscheidung muss auch unser Europa nun mit Entschlossenheit treffen. Aber schauen wir doch einmal genauer hin, auf dieses Europa! Unsere Jugend hat ihre Zugehörigkeit *bereits* im Sinne des römischen Modells definiert: Die jungen Europäerinnen und Europäer sind Italienerinnen und Italiener, die in Deutschland oder Spanien arbeiten; Deutsche mit Arbeit und Wohnsitz in England (ungeachtet der Brexit-Gefahr); Portugiesinnen und Portugiesen, die in Holland oder Schweden leben und arbeiten ... und so weiter und so fort. Jede und jeder dieser Jugendlichen bringt in das Land seiner Wahl ein Stück Heimerde mit, vermischt es mit anderen Erden und auf diese Weise erschaffen sie zusammen entsprechend viele heterogene und wandelbare Heimaten, viele *patriae*. Jede und jeder erwirbt ein neues Bürgerrecht und behält dennoch – so wie einst in Rom – ihre, seine eigene *origo* [Abstammung].

Unbestreitbar sehen die jungen Menschen in Europa keinen Wald mit unverrückbaren Bäumen, sondern eher einen Fluss mit hunderten Zuflüssen; einen Fluss, der Kulturen befördert und vermischt. Die jungen Europäerinnen und Europäer haben auf keine autozentrischen, autochthonen Identitäten, sie haben auf *exzentrische* Identitäten gesetzt. Und in derselben Haltung sind sie kraft ihrer eigenen Lebenserfahrung bereit, Menschen aufzunehmen, die die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben haben und deshalb – wie in der weiten Vergangenheit die Trojanischen Flüchtlinge – vor Krieg, Armut, Verfolgung fliehen, um ihrerseits nach Europa Scholle aus entfernter, gemarterter Erde zu bringen. Ja, es stimmt, in Europa gibt es auch Länder, wo die Regierungen – jeweils die Regierung wohlgemerkt, nicht das ganze dort lebende Volk – den gegenteiligen Weg gewählt haben, den der Schließung und der Absperrungen, weil sie ausschließende Identitäten und deren vermeintliche Reinheit schützen wollen. Leider sind derzeit auch in Italien diese Tendenzen zu beobachten. Wir erleben, wie einige Länder unseres Kontinents sich gegen die Welt jenseits ihrer Grenzen verschließen und gleichzeitig nach innen hin autoritär regieren. Das sollte uns zu denken geben! Denn in dem Maße als Menschenrechte wie das auf Asyl und Aufnahme verletzt werden, steht auch Missachtung von Bürgerrechten bedrohlich auf der Tagesordnung, etwa des Rechts auf freie Meinungsäußerung. Die Entscheidung für die Schließung ist eine absolute Entscheidung, die *per definitionem* Freiheiten leugnet, Freiheit jedermann verwehrt, egal, ob er sogenannter Ausländer oder sogenannter Inländer ist. Noch einmal: Wem gehört Europa? Nein, nicht jenen, welche ihrem Kontinent *die* Tradition *schlechthin* verordnen wollen, die zufolge ihrem unanfechtbaren Urteil die *einzig wahre* Identität des europäischen Kontinents oder seiner einzelnen Länder zu repräsentieren hat. Sondern Europa gehört jenen, die sich für *eine* Tradition, nämlich die gerechteste, offenste und für alle akzeptabelste Tradition zu *entscheiden* wissen. So wie einst die Römer sich für eine Tradition entschieden haben, welche die Herkunft und Kultur ihres Volkes darstellen sollte. Eine Tradition der Gleichheit, Klugheit, Weitsicht; eine Tradition, die unseren Kindern und Enkeln

Freiheit sowie gleiche Rechte sichert und aus ihnen gute Bürgerinnen und Bürger, gute Menschen macht. Wir sagten es bereits: Augenblicklich bläst mancherorts in Europa der Wind in eine andere Richtung. Aber er wird uns nicht von unserer Route abbringen können. Das ist unsere Überzeugung, und die Begegnungen dieser Tage in Fresach sind ein ebenso überzeugender Beweis.

(Übersetzung: Reinhart Hosch)